

## Véronique Zanetti (Fribourg)

### Kants Auffassung von Wahrheit\*

Als Studentin in Genf hörte ich Professor Kevin Mulligan erklären, ein Kriterium für eine dieses Namens würdige philosophische Theorie bestehe darin, dass sich ihr Programm auf einer Postkarte zusammenfassen lasse. Was würden wir sagen, wenn wir versuchen müssten, Kants theoretische Philosophie in Postkartenformat zu resümieren? In Anlehnung an Kants eigene Worte in der zweiten Einleitung zur *Kritik der reinen Vernunft* könnten wir angeben, das Werk stelle sich als Methodenlehre dar. Sie soll, nach Art der Geometrie und der reinen Physik, den Aufbau eines Systems unserer Erkenntnisse a priori vorführen. In Analogie zur Kopernikanischen Revolution in der Physik soll die Methode Ursprünge und Bedingungen der Möglichkeit von Gegenstandserkenntnis aufzeigen, und zwar so, dass diese sich nach unseren Erkenntnisvermögen richtet, und nicht umgekehrt. Anders gesagt: unsere Vorstellungen von Gegenständen richten sich nicht nach Gegenständen als Dingen an sich. Vielmehr sind es die Gegenstände als Erscheinungen, die sich nach unserer Vorstellungsart richten und dadurch möglich werden. Diese Methode, auch transzendentaler Idealismus genannt, beschäftigt sich weniger mit Gegenständen als mit den apriorischen Bedingungen, unter denen Gegenstände uns überhaupt als Objekte der Erkenntnis gegeben werden.

Würde ich meine Postkarte so beschließen, gäbe ich dem Leser unvermeidlich den Eindruck, ich liefere ihm ein vollkommenes Beispiel idealistischer Philosophie. Er hätte übrigens nicht ganz Unrecht, das zu glauben. Dennoch wissen wir, dass sich Kant seit der zweiten Ausgabe der *Kritik der reinen Vernunft* und während der letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens leidenschaftlich und immer wieder gegen eine idealistische Interpretation seines Systems gewehrt hat. Und zwar aus guten Gründen: Es ist nicht schwer zu verstehen, dass Kant nicht nur auf ein System von *möglichen* Kenntnissen über-

---

\* Die Idee zu diesem Thema und auch Hinweise auf einige Sekundärliteratur verdanke ich Thomas Grundmann, dem ich bei dieser Gelegenheit herzlich danke.

haupt aus war. Es ging ihm darum zu zeigen, welches die Bedingungen sind, die unsere Kenntnisse erfüllen müssen, um *wahr* zu sein. Dazu müssten wir wissen, wie wir den Begriff „Wahrheit“ verstehen sollen.

### *Definition der Wahrheit*

Merkwürdigerweise hat die Sekundärliteratur insgesamt weitgehend das Problem von Kants Frage nach der Wahrheit ignoriert. Und wenn sich Interpreten mit dieser Frage beschäftigt haben, haben sie Kant ebensowohl als Vertreter der Korrespondenz- als der Kohärenz-Theorie der Wahrheit gedeutet. Kemp Smith<sup>1</sup> zum Beispiel sieht Kant als den Begründer der Kohärenz-Theorie, was James van Cleve<sup>2</sup>, ein aktueller Interpret, kategorisch ablehnt. Für Robert Hanna<sup>3</sup> gibt es keinen Zweifel, dass Kant eine Version der Korrespondenz-Theorie der Wahrheit vertritt, während Putnam<sup>4</sup> in Kant den Begründer des internen Realismus sieht, das heisst, einer Variante der Kohärenz-Theorie der Wahrheit. Man muss zugeben, dass Kant sich nicht gerade oft dazu äußert, was er eigentlich unter Wahrheit versteht. Außerdem kann man nicht leugnen, dass man in seinem System Anhaltspunkte findet, die zugunsten beider Interpretationen sprechen.

In den Passagen, in denen Kant sich zur Wahrheit äußert, definiert er sie als Adäquation oder Entsprechung oder auch Übereinstimmung zwischen unseren Begriffen und den Gegenständen (A 58; A 157; A 191; A 237; A 642; A 820).<sup>5</sup> Wahrheit ist „Übereinstimmung der Erkenntnis mit dem Objekt“ (A 191). Und auf die Frage, „was ist Wahrheit“, antwortet er:

Die Namenerklärung der Wahrheit, dass sie nämlich die Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstande sei, wird hier geschenkt, und vorausgesetzt; man verlangt aber zu wissen, welches das allgemeine und sichere Kriterium der Wahrheit einer jeden Erkenntnis sei [...].

<sup>1</sup> N. K. Smith: *A Commentary to Kant's Critique of Pure Reason*, second ed., London 1923, S. 36.

<sup>2</sup> J. J. Van Cleve: *Problems from Kant*. New York/Oxford 1999, S. 216.

<sup>3</sup> R. Hanna: „Kant, Truth and Human Nature“. In: *British Journal for the History of Philosophy* 8, 2000, SS. 225-250; hier S. 234.

<sup>4</sup> Hilary Putnam: *Reason, Truth and History*. Cambridge 1981, S. 60 ff.

<sup>5</sup> Zitate aus der Erst- bzw. Zweitaufgabe der *Kritik der reinen Vernunft* werden im Folgenden im laufenden Text unter den Siglen A oder B belegt. Steht ein Gleichheitszeichen zwischen dem A- und dem B-Zitat, so meint das, dass der Wortlaut der Erst- und der Zweitaufgabe identisch sind. Die Sigle AA steht für Zitate aus der Akademieausgabe von Kants *Gesammelten Schriften*, Berlin 1900 bzw. 1911 ff.

Wenn Wahrheit in der Übereinstimmung einer Erkenntnis mit ihrem Gegenstande besteht, so muß dadurch dieser Gegenstand von anderen unterschieden werden; denn eine Erkenntnis ist falsch, wenn sie mit dem Gegenstande, worauf sie bezogen wird, nicht übereinstimmt, ob sie gleich etwas enthält, was wohl von anderen Gegenständen gelten könnte“ (A 58).

Was ist unter „Nominaldefinition“ der Wahrheit zu verstehen? Die Nominaldefinition, sagt Kant, drückt das aus, was im Begriff enthalten ist, das „logische Wesen“ des Gegenstandes, d. h. das Gesamt seiner Prädikate, so wie sie durch den Begriff des Gegenstandes bestimmt sind und die Gehaltsanalyse des Begriffs sie ans Licht bringt (*Logik Jäsche*, AA 9, 61; 143 f.). Kant kontrastiert diese Definition mit derjenigen, die er „Realdefinition“ nennt, „welche nicht bloß dem Namen einer Sache andere und verständlichere Wörter unterlegt, sondern die, so ein klares Merkmal, daran der Gegenstand (definitum) jederzeit sicher erkannt werden kann und den erklärten Begriff zur Anwendung brauchbar macht, in sich enthält. Die Realerklärung würde diejenige sein, welche nicht bloß einen Begriff, sondern zugleich die objektive Realität desselben deutlich macht“ (A 241 f., Anm.). Die Realdefinition trägt also unbestreitbar eine epistemologische Komponente in die Definition der Wahrheit hinein, weil sie die letztere innerhalb des Erkenntnisbezuges zwischen Begriff und besonderem Gegenstand situiert (vgl. *Logik Jäsche*, AA 9, 61).<sup>6</sup> Nun behauptet Kant in der ‚Transzendentalen Logik‘ wie in der *Logik Jäsche* klar das Ungenügen einer allein semantischen Behandlung der Wahrheit. Die Nominaldefinition der Wahrheit als Übereinstimmung zwischen der Erkenntnis und ihrem Gegenstand ist ungenügend, denn „man verlangt [...] zu wissen, welches das allgemeine und sichere Kriterium der Wahrheit einer jeden Erkenntnis sei“ (A 58 = B 82). Durch Konzentration auf die Begriffsanalyse präzisiert die Nominaldefinition, was man unter „Wahrheit“ versteht, wenn man von einer Aussage sagt, sie sei wahr. Sie sagt jedoch nichts über die Kriterien, deren man sich bedient, um von einer Erkenntnis zu sagen, dass sie wahr ist, und um zwischen einer wahren und einer falschen Erkenntnis zu unterscheiden. Für sich allein ist die Definition ungenügend.

<sup>6</sup> Zu dem logischen Wesen der Dinge „gehört weiter nichts als die Erkenntniß aller Prädicate, in Ansehung deren ein Object durch seinen Begriff bestimmt ist; anstatt daß zum Real-Wesen des Dinges (*esse rei*) die Erkenntniß derjenigen Prädicate erfordert wird, von denen alles, was zu seinem Dasein gehört, als Bestimmungsgründen abhängt“ (AA 9, 61).

Eines lässt sich sicher nicht bestreiten, nämlich dass Kant Wahrheit als eine Beziehung der Übereinstimmung zwischen Erkenntnissen und ihren Gegenständen definiert. Wir werden später sehen, wie man das Wesen dieser Übereinstimmung verstehen muss. Erscheint diese Tatsache unbestreitbar, warum machen dann einige Autoren Kant zu einem Repräsentanten der Auffassung von Wahrheit als Kohärenz? Ich habe gesagt: Die von Kant vorgeschlagene Unterscheidung zwischen einer nominalen – oder logischen – Definition der Wahrheit und ihrer Realdefinition zeigt klar, dass Kant sich nicht damit begnügt hat, sich Fragen zu stellen über die Bedeutung des Ausdrucks, sondern dass ihm mehr darum zu tun war, die epistemologischen Bedingungen der Wahrheit frei zu legen. Nun findet sich aus erkenntnistheoretischer Perspektive die Korrespondenztheorie mit einem wohl bekannten Problem konfrontiert: Wie kann man wissen, dass es eine Korrespondenz gibt zwischen Tatsachen, wie sie an ihnen selber sind, und dem entsprechenden Urteil über diese Tatsachen? Kant fasst das Dilemma der Korrespondenztheorie folgendermaßen zusammen:

Wahrheit, sagt man, besteht in der Übereinstimmung der Erkenntniß mit dem Gegenstande. Dieser bloßen Worterklärung zufolge soll also mein Erkenntniß, um als wahr zu gelten, mit dem Object übereinstimmen. Nun kann ich aber das Object nur mit meinem Erkenntniß vergleichen, dadurch, daß ich es erkenne. Meine Erkenntniß soll sich also selbst bestätigen, welches aber zur Wahrheit noch lange nicht hinreichend ist. Da das Object außer mir und die Erkenntniß in mir ist, so kann ich immer doch nur beurtheilen: ob meine Erkenntniß vom Object mit meiner Erkenntniß vom Object übereinstimme (*Logik Jäsche*, AA 9, 50).

Das Problem, mit dem sich die traditionelle Version der Korrespondenztheorie konfrontiert sieht, erklärt sich daraus, dass Korrespondenz als eine *Ähnlichkeitsbeziehung* zwischen Gegenstand und Gehalt des Urteils begriffen wird (Kant spricht von „Vergleichung“), so, als wäre der Gehalt irgendwie ein Spiegel des Gegenstandes. Damit aber eine Ähnlichkeit zwischen zwei Entitäten festgestellt werden kann, müssen beide zuerst *verglichen* werden können.<sup>7</sup> Wie aber sollte sich ein Begriff mit einem Ding vergleichen lassen, das an ihm selber existiert? Ein solcher Vergleich ist aus wenigstens zwei Gründen unmöglich: Einerseits, weil ich nur Begriffe oder Urteile untereinander vergleichen kann, und andererseits, weil ich per definitionem, zu einem Ding keinen Zugang habe unabhängig von meiner Erkenntnisart.

Kants Einwand kann in die Form des folgenden Arguments gebracht werden:

<sup>7</sup> Vgl. R. Hanna, aaO., S. 234.

- 1.) Wir haben zu Dingen keinen Zugang als durch die Vorstellungen, die wir von ihnen haben.
- 2.) Ein direkter Zugang zu den Dingen, so wie sie an ihnen selber sind, ist uns unmöglich.
- 3.) Ohne Direktzugang zu den Dingen, wie sie an ihnen selbst sind, können wir keine Übereinstimmung eins zu eins zwischen ihnen und den Vorstellungen identifizieren.
- 4.) Die Korrespondenztheorie ist falsch.

Da unsere Erkenntnisse nicht an einem von ihnen unabhängig Bekannten gemessen werden können, müssen sie bewertet werden durch Nachweis ihres Zusammenhangs mit allen übrigen Erkenntnissen, die wir haben. Indem er die Gegenstände der Erkenntnis mit Bedingungen a priori ihrer Möglichkeit identifiziert [nach der bekannten Formel: „die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt sind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung“ (A 158/B 197)], indem er Raum und Zeit zu Formen der Sinnlichkeit macht, indem er folglich den Bereich der Gegenstände auf den Bereich der Vorstellungen oder der Erscheinungen einschränkt und das Ding an sich der Sphäre des grundsätzlich Unerkennbaren überlässt, verführt Kant zu dem Gedanken, dass der einzige noch offene Raum der Wahrheit nicht der der Korrespondenz zwischen Erkenntnissen und *Gegenständen* sei, sondern der der Kohärenz zwischen den Urteilen. In der Tat, wodurch wir etwas *erkennen*, determiniert gleichzeitig, dass *etwas* erkannt wird. Wahrheitskriterien sind gleichermaßen konstitutive Kriterien der Erkenntnis, und sie sind systemintern, womit, wenigstens auf den ersten Anschein, der Korrespondenztheorie keine Chance bleibt. Den vier Sätzen des oben skizzierten Arguments muss man also einen fünften hinzufügen:

- 5.) Die Wahrheit besteht in der Kohärenz zwischen Überzeugungen/Vorstellungen.

Vergessen wir dabei nicht, dass Kant die Definition der Wahrheit als Korrespondenz nicht verwirft. Im Gegenteil ist sie es, bei der er bleibt. Im übrigen: Was das Zitat aus der *Logik Jäsche* belegt, ist nur Kants Bedauern über das Ungenügen des Kohärenzkriteriums. Kant behauptet klar, die Tatsache, dass meine Kenntnis sich aus eigenen Mitteln bestätigt, genüge *bei weitem* nicht, als dass man von Wahrheit sprechen dürfe. In der Tat, wie sollte die Tatsache, dass sich meine Erfahrung als Erscheinung einer gewissen Art von physischen Gegenständen beschreiben lässt, zur Rechtfertigung der Behauptung beitra-

gen, dass ein Objekt *wirklich anwesend* ist und dass ich es wahrgenommen habe? Mit anderen Worten, wie könnten mir die Bedingungen der *Möglichkeit* von Objekten der Erfahrung garantieren, dass ich eine Erkenntnis von tatsächlich existierenden Gegenständen habe? Der bloße Zusammenhang (Kohärenz) zwischen meinen Urteilen rechtfertigt für sich genommen nicht die Behauptung, dass, über den Gehalt des Urteils hinaus, etwas existiert, welches das Urteil wahr macht. Was Kant in der *Logik Jäsche* verwirft, muss also eine falsche Theorie der Korrespondenz sein. Er verwirft die Vorstellung, wonach die Rede von einer Korrespondenz zwischen Erkenntnis und Gegenstand nur dann triftig sei, wenn man unmittelbaren Zugang zu den Tatsachen hat, unabhängig von der Begriffsstruktur unserer Erkenntnisart. Dies Zugeständnis liefe darauf hinaus – wir werden es später am Begriff des Gegenstandes sehen –, das ganze Unternehmen des transzendentalen Idealismus zu verwerfen. Unsere Erkenntnisart erlaubt uns nicht, eine „nackte Tatsache“, eine Tatsache an sich, mit dem Gehalt des Urteils zu *vergleichen*, das wir über sie fällen. Die Korrespondenz kann also nicht mit einer *Ähnlichkeits*-Beziehung für gleichgeltend gehalten werden. Jedenfalls wird die Theorie der Korrespondenz nicht darum disqualifiziert, weil es keine unmittelbare Konfrontation mit den Tatsachen gäbe.<sup>8</sup> In ihrer minimalistischen Bedeutung behauptet die Theorie nicht mehr, als dass „unser Urteil, dass die Rose rot ist, wahr ist genau dann, wenn die Rose rot ist“. Anders gesagt, sie behauptet, ein Urteil sei wahr genau dann, wenn das, wovon das Urteil sagt, es sei der Fall, auch tatsächlich der Fall ist. Sie verlangt jedenfalls nicht, dass unsere Erkenntnis dessen, was tatsächlich der Fall ist, eine unmittelbare, nicht begriffliche Erkenntnis von Tatsachen sei. Ich werde auf den Punkt etwas später zurück kommen.

Gibt man eine Zusammenfassung der Diskussionslage, in der wir uns vorläufig befinden, so kann man sagen:

- Ihrem Wesen nach definiert sich Wahrheit als eine Übereinstimmung (Korrespondenz) zwischen der Erkenntnis und dem Gegenstand (ich werde später auf das Wesen dieser Korrespondenz zu sprechen kommen).
- Da wir zu den Dingen Zugang nur haben durch die Vorstellungen, die wir davon haben, liegt der Test über die Wahrheit unserer Erkenntnisse in der Kohärenz zwischen unseren Urteilen.

<sup>8</sup> Vgl. William P. Alston: *A Realist Conception of Truth*. Ithaca/London 1996, S. 98.

- Das Kohärenzkriterium ist, wenn notwendig, doch jedenfalls unzureichend, um die Wahrheit von Erkenntnissen (besonders von empirischen Erkenntnissen) sicher zu stellen.

*Welches sind die Relate der Korrespondenz?*

Definiert man Wahrheit als Korrespondenz, muss man Klarheit schaffen über die Glieder, die hier in ein Verhältnis gesetzt werden. Was ist der Gegenstand eines wahren Urteils? Die Frage zerfällt in zwei Unterfragen, nämlich a) wovon spricht man, wenn man sagt, etwas sei wahr?; b) worauf bezieht sich ein wahres Urteil?<sup>9</sup>

a) Worauf geht der Begriff Wahrheit?

Die Wahrheit ist für Kant klar ein Charakteristikum von Urteilen, und nicht von Anschauungen oder Gegenständen, auf die sich das Urteil bezieht. „Denn Wahrheit oder Schein sind nicht im Gegenstande, sofern er angeschaut wird, sondern im Urteile über denselben, sofern er gedacht wird [...]. Daher sind Wahrheit sowohl als Irrtum, mithin auch der Schein, als die Verleitung zum letzteren, nur im Urteile, d. i. nur in dem Verhältnisse des Gegenstandes zu unserem Verstande anzutreffen“ (A 293 = B 350). In einer empirischen Anschauung gibt es keinen Irrtum; die Sinne trügen nicht. Irrtum – oder Wahrheit – liegen allein im Urteil. Wovon man sagt, es sei wahr (und was die angelsächsische Literatur den „truth-bearer“ nennt), ist auch nicht das vom Urteil angezielte Objekt (der „truth-maker“), sondern der Gehalt des Urteils. Ich werde bei diesem Punkt nicht verweilen.

b) Womit soll etwas korrespondieren, um wahr zu heißen?

Womit eine Übereinstimmung besteht, haben wir gesagt, ist ein Gegenstand. Nun haben wir oben gesehen, dass aufgrund dieser Feststellung die Definition der Wahrheit als Korrespondenz nicht mehr besagt als: Das Urteil, die Rose sei rot, sei wahr genau dann, wenn

<sup>9</sup> Noch ein dritter Begriff wäre zu präzisieren, wenn man klärt, was man unter ‚Korrespondenz‘ versteht, nämlich das Wesen der Korrespondenz selbst. Handelt es sich um eine Art Isomorphie zwischen den Komponenten des Urteils und den Teilen des beschriebenen Sachverhalts? Ich lasse diesen Aspekt der Frage außer Acht, weil ich nicht sehe, aufgrund welcher Belege in Kants Werk man hierauf antworten könnte. Hanna nimmt an, Kant verfechte eine Form von Isomorphismus zwischen Urteilen und wirklichen Gegenständen (Hanna 2000, aaO, S. 235). Ein Urteil stimmt mit seinem Gegenstand überein, sagt er, genau dann, wenn jedes semantische Bestandteilstück, das syntaktisch vom Urteilsgehalt verschieden ist, sich in einer Eins-zu-eins-Beziehung mit einem realen Merkmal des Gegenstandes befindet, nach Reihenfolge der semantischen Ordnung des Gehalts. Ich sehe freilich nicht, worauf sich Hanna in Kants Werk stützt, um seine Behauptung zu rechtfertigen.

die Rose rot ist. Das lässt sich durch die Formel verallgemeinern: „Das Urteil (die Proposition), dass  $p$ , ist wahr gdw  $p$ .“ In diesem Stadium lässt die Definition die Frage nach dem ontologischen Status des Gegenstandes vollkommen offen. Der Gegenstand kann einfach oder komplex sein. Er kann abstrakt (nicht-raum-zeitlich) oder konkret (raum-zeitlich) sein. Er kann von unserem Geist abhängen oder von ihm unabhängig sein. Man muss hier also einen Unterschied machen zwischen einer starken und einer schwachen Version der Korrespondenztheorie. In ihrer starken Version besagt die Korrespondenztheorie,

- a) dass ein Urteil wahr ist gdw dem Urteil („truth-bearer“) ein Gegenstand („truth-maker“) entspricht, der unabhängig von ihm existiert; der „truth-maker“ ist etwas, das unabhängig von einer Theorie besteht;
- b) dass die Wahrheit eines Urteils nicht von ihrer Verifikation abhängt. Wahrheit ist eine ontologische Relation zwischen einem „truth-maker“ und dem Urteil. In der schwachen Version dagegen spricht sich die Korrespondenztheorie weder über den ontologischen Status des Gegenstandes noch über das Wesen der Beziehung aus. Die schwache Version nimmt b) an, erklärt sich aber nicht über a). Darum wäre es irrig, die Korrespondenztheorie mit einem erkenntnistheoretischen Realismus zu assoziieren, der die Übereinstimmung (*adaequatio*) zwischen einem Denkgehalt oder einem Urteil einerseits und einem Gegenstand oder einem Sachverhalt andererseits postuliert, der in der Welt unabhängig von der Vorstellung existierte, die wir uns von ihm machen. Die Wahrheit-als-Korrespondenz ist verträglich mit einem Skeptizismus oder einem epistemologischen Agnostizismus.<sup>10</sup> Es ist in der Tat durchaus möglich zu behaupten, dass die Wahrheit in einer Korrespondenz mit den Tatsachen besteht und zugleich einzuräumen, dass Tatsachen Entitäten sind, die vom Geist abhängen.<sup>11</sup>

Wenn Kant sagt, Wahrheit bestehe in der Korrespondenz zwischen Urteil und Gegenstand: welche Art von Korrespondenz vertritt er damit? Zweifellos lässt uns Kants Option für einen transzendentalen Idealismus denken, dass er eine Korrespondenz in der schwachen Variante vertritt. Was die große Mehrheit der Sekundärliteraten dazu

<sup>10</sup> Vgl. Winfried Franzen: *Die Bedeutung von ‚Wahr‘ und ‚Wahrheit‘*, Freiburg/München 1982, SS. 49 ff.

<sup>11</sup> Richard L. Kirkham: *Theories of Truth. A Critical Introduction*. Cambridge Mass./London 1992. William P. Alston: *A Realist Conception of Truth*, aaO.



geführt hat, den Begriff des Objekts in einem wesentlich idealistischen Sinn zu deuten, ist die Tatsache, dass Kant sich in der ‚Transzendentalen Ästhetik‘ wie in der ‚Transzendentalen Analytik‘ fast ausschließlich auf die Bestimmung der Bedingungen a priori der *Möglichkeit von Objekten* konzentriert. Nur diese letzteren bieten, eben weil sie a priori sind, eine Gewähr, dass wir mit Erkenntnissen zu tun haben (A 199= B 244).<sup>12</sup> Sowohl die Formen der Sinnlichkeit, die die Anschauungsmasse zu raum-zeitlichen „Verhältnissen“ organisieren (B 66 f.), als auch die Kategorien, die das Gegebene unter einem Begriff zusammenfassen, und schließlich die Einheit der Apperzeption, die das Mannigfaltige zu einer einzigen Erfahrung werden lässt, bilden Ermöglichungsbedingungen von Gegenständen überhaupt. Das vom Verstand erfasste Objekt – die Erscheinung –, sei es empirisch oder a priori, ist also eine *Konstruktion*. Ein Begriff ist es, der die Mannigfaltigkeit des Gegebenen (es sei rein oder empirisch) zu einer Einheit versammelt (vgl. B 129 f.; B 137). Da der Verstand das Vermögen zu urteilen ist, ist also der Begriff eines empirischen Gegenstandes ein Urteilkondensat. Man sieht: Wenn von „objektiver Gültigkeit“ die Rede ist, bezieht man sich noch nicht auf ein Verhältnis zwischen Wahrnehmung und Wahrgenommenem, sondern allein auf die formalen Bedingungen seiner Erkenntnis.

Sollte die konstruktivistische Gegenstandsauffassung Kant nicht nur dazu gebracht haben, sich nicht über den ontologischen Status eines Gegenstandes auszusprechen (die schwache Version einer Korrespondenztheorie), sondern sogar den bloßen Gedanken von Korrespondenz zu verwerfen? Das behauptet Putnam, wenn er in Kant einen Vorläufer des internen Realismus sieht. Charakteristika, die Putnam anführt, um den internen Realismus zu definieren, sind die folgenden:

- 1) Die Definition dessen, was ein Objekt in der Welt ist, hängt von einer Theorie oder einem Beschreibungssystem ab.<sup>13</sup>
- 2) Die Wahrheit stellt innerhalb eines Überzeugungssystems eine Form von Kohärenz zwischen unseren Überzeugungen und ihrem Erfahrungsbezug dar.

Die Begriffe Gegenstand und Existenz sind definiert relativ auf ein Begriffssystem, so dass die Frage „Welche Gegenstände existieren

<sup>12</sup> „Zu aller Erfahrung und deren Möglichkeit gehört Verstand, und das erste, was er dazu tut, ist nicht: daß er die Vorstellung der Gegenstände deutlich macht, sondern daß er die Vorstellung eines Gegenstandes überhaupt möglich macht.“

<sup>13</sup> „What objects does the world consist of? is a question that it only makes sense to ask within a theory or description“ (Putnam: *Reason, Truth and History*, aaO, S. 49).

wirklich?“ nur Sinn hat, sofern das Wesen der Entitäten, auf die man sich bezieht, vorher nicht festgelegt wurde. Die Vorstellung, es könne einen neutralen Gesichtspunkt geben, der es erlauben würde, objektiv über an sich in der Welt existierende Dinge zu quantifizieren, ist eine pure Illusion.<sup>14</sup>

Der interne Realismus richtet sich gegen den metaphysischen oder klassischen Realismus, d. h. die Vorstellung, wonach

- 1) die Welt aus einem fixen Gesamt von Gegenständen besteht, und zwar unabhängig von der Konzeption, die man davon hat;
- 2) es nur eine vollständige und wahre Beschreibung der Wirklichkeit geben könne;
- 3) Wahrheit eine Korrespondenz zwischen Urteilen und Tatsachen impliziere.<sup>15</sup>

Weil die Begriffe Gegenstand und Existenz für Putnam relativ auf ein Begriffsschema sind, lässt sich keine der drei Prämissen aufrecht erhalten. Die erste (das fixe Gesamt unabhängiger Objekte) nicht, weil Objekte nicht als Entitäten an sich existieren und weil in einem Begriffssystem die Entdeckung neuer empirischer Tatsachen zur Revision der zuvor für wahr gehaltenen Beschreibungen führen kann. Die zweite Prämisse (nach der Wahrheit einzig und unabhängig von wissenschaftlichen Entdeckungen ist) kann ebenso wenig aufrecht erhalten werden, da mehrere Beschreibungen, die sich aus verschiedenen Erklärungssystemen ergeben, gleichzeitig für wahr gehalten werden können, selbst wenn sie nicht innerhalb eines selben Erklärungssystems miteinander verträglich sein sollten. Wenn schließlich Gegenstände relativ auf eine Theorie definiert sind, muss die Vorstellung einer Eins-zu-eins-Entsprechung zwischen den Termini des Urteils und den Komponenten des an sich existierenden Gegenstandes (das war die dritte Prämisse) aufgegeben werden.<sup>16</sup>

<sup>14</sup> Putnam: *The Many Faces of Realism*, La Salle 1987, S. 20. Putnam illustriert das anhand der Konstruktion zweier Welten: einer Carnap-Welt, die nur aus drei Individuen X1, X2 und X3 besteht, und der Welt des polnischen Logikers Lesniewski, in der es für jedes Paar von Einzelentitäten einen Gegenstand gibt, der aus ihrer Summe besteht. Auf die Frage „Wieviel Gegenstände gibt es?“ kann man mit ‚drei‘ oder mit ‚sieben‘ antworten, je nachdem, ob man an Stelle der Individuen die Gruppenzahl zählt, also X1, X2, X3, X1+X2, X1+X3, X2+X3, X1+X2+X3 (*Realism with a Human Face*, Cambridge, Mass./London 1990, S. 96 ff.)

<sup>15</sup> Putnam: *Realism with a Human Face*, aaO, S. 30.

<sup>16</sup> „Objects\* do not exist independently of conceptual schemes. We cut up the world into objects when we introduce one or another scheme of description. Since the objects and the signs are alike internal to the scheme of description, it is possible to say what matches what“ (Putnam: *Reason, Truth, and History*, aaO, S. 52).

Das bedeutet allerdings nicht, dass der Begriffsrealismus der Wahrheit in einen Theorierelativismus mündet. Der interne Realismus wendet sich nämlich ebenso sehr gegen das, was er den klassischen Anti-Realismus nennt, nämlich den Kultur-Relativismus, sowie er vor allem von Feyerabend vertreten wird. „To grant that there is more than one true version of reality is not to deny that some versions are false.“<sup>17</sup> Vergessen wir nicht, dass Putnam seine Theorie als eine Art von Realismus vorstellt. Die Frage, welche Wahrheiten es gibt, ist, suspendiert nicht die Gültigkeit von Urteilen, sondern klärt lediglich, dass das Wahrheitsprädikat nicht unabhängig von einem Begriffsschema vergeben werden kann: Die Tatsache, die eine Aussage wahr macht, ist nicht inexistent; sie ist lediglich definiert unter Bezug auf ein Begriffsschema (und es ergibt keinen Sinn, sich zu fragen, welches die Wahrheit eines Sachverhalts unabhängig von jedem Kontext ist). Innerhalb eines Begriffsschemas sind Tatsachen jedenfalls nicht beliebig konstruierbar. Innerhalb eines bestimmten Schemas gibt es auf die Frage, wie viele Objekte es z. B. gibt, nur eine richtige Antwort, „*because it is how many there are*“ sagt Putnam.<sup>18</sup>

Ist Kant ein interner Realist? Indem er aus Kant einen Vorläufer des internen Realismus macht, besteht Putnam auf drei Charakteristika des kantschen Denkens:

- 1) Das Sein des Objekts reduziert sich auf die Art und Weise, wie wir von ihm affiziert werden (auf seine Erscheinung). Weil alle Eigenschaften sekundäre Qualitäten sind, existiert nichts von dem, was uns affiziert, an sich, unabhängig vom Subjekt.
- 2) Für Kant existiert eine geistunabhängige Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit bildet einen Grenzbegriff unserer Vernunft, von der wir uns keinen klaren Begriff machen können.
- 3) Die Definition der Wahrheit als Korrespondenz hat nur nominalen Wert und darf nicht identifiziert werden mit einem metaphysischen Realismus, der eine Eins-zu-eins-Entsprechung mit einer unabhängigen Wirklichkeit postuliert.
- 4) In einem assertorischen Urteil über die empirische Wirklichkeit geht unser Urteil auf einen Sachverhalt, der sich nicht auf den Augenblick der Empfindung beschränkt, sondern sich implizit auf eine Kontinuität des Empfindungsgehaltes bezieht.

<sup>17</sup> *Realism and Reason*, aaO., S. 19.

<sup>18</sup> Putnam: *The Many Faces of Realism*, aaO., S. 32 f. (von mir kursiviert).

Assertorische Urteile haben also einen Wahrheitsanspruch,<sup>19</sup> der von jedem Vernunftwesen, das den gleichen Erfahrungsbedingungen unterliegt, nachvollzogen werden kann. Die Behauptung einer Korrespondenz wird überflüssig:

Since the objects *and* the signs are alike *internal* to the scheme of description, it is possible to say what matches what.<sup>20</sup>

Whether the sensations I have at different times that I classify as *sensations of red* are all really (noumenally) similar is a question that makes no sense; if they appear to be similar [...] then they are similar-for-me.<sup>21</sup>

Indem man auf die Vorstellung der Möglichkeit verzichtet, Objekte so zu erkennen, wie sie unabhängig von unserem Begriffsschema sind, verzichtet man auf die Vorstellung einer Korrespondenz mit einer unabhängigen Realität. Fortan, so lautet Putnams Schluss, ist das einzige uns verbleibende Kriterium das der Kohärenz:

‘Truth’, in an internalist view, is [...] some sort of ideal coherence of our beliefs with each other and with our experiences *as those experiences are themselves represented in our belief system* – and not correspondence with mind-independent or discours-independent ‘state of affairs’.<sup>22</sup>

Es ist schwer zu leugnen, dass eine solche Interpretation Kants Denken in einem wichtigen Aspekt treffend wiedergibt. In der Tat wiederholt Kant immer wieder: Die Regeln des Verstandes seien nicht nur selbst a priori gültig, sondern sie seien Quellen jeder Wahrheit, weil sie das Prinzip der Möglichkeit von Erfahrung in sich enthalten (vgl. A 237= B 296). Die Wahrheit eines Urteils liegt nicht in seiner Beziehung auf einen „transzendenten“ Sachverhalt, sondern in der Tatsache, dass es den epistemologischen Bedingungen entspricht, die Erfahrung konstituieren.

Nun haben wir jedoch in der *Logik Jäsche* gesehen, dass Kant die Tatsache bedauert, dass seine Erkenntnistheorie ihn zwingt, sich mit kohärentistischen Kriterien zur Bewertung der Wahrheit von Propositionen zu begnügen; denn diese Kriterien, fügt er hinzu, seien unzureichend für die Rede von Wahrheit (AA 9, 50). Gewiss ist das Urteil „es gibt einen Apfel auf meinem Schreibtisch“ wahr gdw der wahr-

<sup>19</sup> So muss man den berühmten § 19 der transzendentalen Deduktion verstehen, in dem die transzendente Einheit der Apperzeption, indem sie der Mannigfaltigkeit von Vorstellungen eine notwendige Einheit verleiht, die Konstitution eines objektiven Urteils über die Realität erlaubt (B 141 f.).

<sup>20</sup> Putnam: *Reason, Truth, and History*, aaO, S. 52.

<sup>21</sup> Anm. *Reason, Truth and History*, aaO, S. 62.

<sup>22</sup> Putnam: *Reason, Truth, and History*, aaO, S. 49 f.

genommene Gegenstand entsprechend den apriorischen Erkenntnisbedingungen gebildet ist und wenn er bestimmte Beziehungen zu den anderen vergangenen oder gegenwärtigen Vorstellungen unterhält: Dies Bild spricht zugunsten des Kohärenzkriteriums. Dennoch liefert die Kohärenz zwischen den Urteilen nicht eine zureichende Rechtfertigung für die Behauptung der Existenz *wirklich vorhandener* Objekte. In der Tat ist das Faktum, dass es einen Apfel auf meinem Schreibtisch gibt, nicht das Produkt von Beziehungen zwischen meinen Vorstellungen. Diese Tatsache impliziert, dass *etwas* in der sinnlichen Anschauung gegeben ist. Mit anderen Worten: Was nach meiner Ansicht Kant an der Definition der Wahrheit als Korrespondenz zwischen Erscheinung und Gegenstand, wie er an sich selbst ist, festhalten lässt, ist die Tatsache, dass das Sein des Dings, sein „Dasein“ oder seine „Wirklichkeit“, nicht von den Erkenntnisvermögen „antizipiert“ werden kann. Denn nicht darum, weil das erscheinende Objekt relativ ist auf die Struktur des Verstandes, gilt, dass auch sein *Sein* vom Geist abhängt (gemäß Berkeleys Formel *esse est percipi*). Die apriorischen Formen des Verstandes bestimmen, *was* eine Sache ist, seine *quidditas* oder auch seine Möglichkeit. Sie bestimmen jedoch nicht die *Existenz* des Dings: die Tatsache, *dass* das Ding ist. In anderen Worten: Wenn der Gegenstand überhaupt, d. h. die Weise, wie etwas als Erscheinung („Phaenomenon“) aufgefasst wird, a priori konstruiert werden kann, so kann es das Sein des Objekts, sein Dasein, nicht.

[...] Nun kann die Art, wie etwas in der Erscheinung apprehendiert wird, a priori dergestalt bestimmt sein, dass die Regel ihrer Synthesis zugleich diese Anschauung a priori in jedem vorliegenden empirischen Beispiele geben, d. i. sie daraus zustande bringen kann. Allein das Dasein der Erscheinungen kann a priori nicht erkannt werden, und ob wir gleich auf diesem Wege dahin gelangen könnten, auf irgendein Dasein zu schließen, so würden wir dieses doch nicht bestimmt erkennen, d. i. das, wodurch seine empirische Anschauung sich von anderen unterscheidet, antizipieren können (A 178 = B 221; vgl. A 225 = B 272).

Was eine Sache als solche bestimmt, was ihr *Wassein* (*quidditas*) ausmacht, ist antizipierbar; *dass* sie ist, ihre *quodditas*, ihre *Dassheit* oder *Existenz*, ist es dagegen nicht. Um die Erfahrung der Existenz eines Gegenstandes zu machen, bedarf es des Rückgangs auf die Wahrnehmung:

Denn, daß der Begriff vor der Wahrnehmung vorhergeht, bedeutet dessen bloße Möglichkeit; die Wahrnehmung aber, die den Stoff zum Begriff hergibt, ist der einzige Charakter der Wirklichkeit (A 225 = B 273).

Die „Materie“ oder der „Stoff“ konstituieren die Realität des Phänomens (A 168; A 175; B 207). Unleugbar existiert also neben der Form der Gegenstände eine Materie, der die Form entsprechen muss; und diese Materie muss einen Aspekt aufweisen, der von Auffassung durch das wahrnehmende Subjekt unabhängig ist. Kant spricht übrigens an verschiedenen Stellen ausdrücklich von *Entsprechung* und bezieht sich dabei auf die Materie als „ein Etwas [...], das im Raume und der Zeit angetroffen wird, mithin ein Dasein enthält und der Empfindung korrespondiert“ (A 723/B 751). Anderswo: „In der Erscheinung nenne ich das, was der Empfindung korrespondiert, die *M a t e r i e* derselben“ (A 20 = B 34).<sup>23</sup> In einer Reflexion – gewiss, aus vorkritischer Zeit – behauptet Kant sogar: „Die Gegenstände sind Ursachen der Vorstellungen, also diese jenen gemäß“ (Reflexion Nr. 2846; AA 16, 545). Man sollte also denken, dass Kant, wenn er die Wahrheit als Korrespondenz zwischen Erkenntnis und Gegenstand definiert, sich nicht damit begnügt, die Korrespondenz in eine Beziehung zwischen Urteilen zu setzen – was übrigens darauf hinausliefe, die Korrespondenz in Begriffen einer Kohärenz zu definieren. Wie Van Cleve glaube ich, dass man Kant für einen metaphysischen Realisten hinsichtlich der *Existenz* von vorstellungsunabhängigen Entitäten halten darf, selbst wenn seine Position mit der des internen Realismus hinsichtlich der *Wahrheitsbedingungen* der Urteile zusammenfällt, die sich auf Gegenstände der erscheinenden Welt richten.<sup>24</sup>

Wie verhält sich nun, was eben von der „Materie“ der Empfindung, dem „Stoff“, der dem Gegenstand seine „Wirklichkeit“ verleiht, gesagt worden ist, zur Rede von einem Ding an sich? Ist diese Materie, diese Urgegebenheit mit dem Ding an sich einerlei?

### *Das Ding an sich*

Der transzendente Idealismus trägt als Richtmaß die wohlbekannte Formel, nach der unsere Erkenntnisse nicht von Dingen an sich, sondern nur von Erscheinungen bestehen. Diese Formel erklärt auch, warum Kants Programm so oft und vor allem in der direkten Nachfolge des Berkeleyschen Idealismus gesehen werden konnte. Von dem Augenblick jedoch an, da Kant in seiner „Widerlegung des Idealis-

<sup>23</sup> Vgl. auch A 143 = B 182: „Was an diesen [den Gegenständen als Erscheinungen] der Empfindung entspricht [ist], die transzendente Materie, aller Gegenstände, als Dinge an sich (die Sachheit, Realität).“

<sup>24</sup> Van Cleve: *Problems from Kant*, aaO., S. 217.

mus“ kategorisch leugnet, dass die äußeren Gegenstände nur als unsere Vorstellungen existieren, muss man sich die Frage nach der Existenzweise von Gegenständen an sich stellen. In der Tat, einer der wesentlichen Gründe für das Postulat eines Dings an sich ist Kants Bedürfnis, klarzustellen, dass das Ich nicht Schöpfer der Gegenstände seiner Erfahrung ist. Wie J. N. Findlay sagt, die Erfahrung ist keine freie Zusammensetzung, sondern eine Übersetzung, die nach gewissen Zwängen (*constraints*) arbeitet.<sup>25</sup> Weil die Dinge an sich für Kant unabhängig von der Erkenntnis existieren, die wir davon haben, weil sie der Ursprung unserer sinnlichen Anschauung sind und weil wir zu der Annahme berechtigt sind, es gebe eine Korrespondenz zwischen ihnen und den wahrgenommenen Gegenständen, muss eine realistische Interpretation der kantschen Erkenntnistheorie in ihrem Namen begründet werden.

Andererseits sind die Dinge an sich die verborgene Seite der Erscheinungen. Vom Gesichtspunkt der begrifflichen Analyse ist die folgende Konsequenz unvermeidlich: Sobald man unterstellt, der Verstand kenne nur Erscheinungen, muss man gleichzeitig die – wie immer problematische – Existenz ihrer Gegenstücke, nämlich der Dinge an sich, postulieren. Das tun die *Prolegomena* (§ 32 AA 4, 314 f.).<sup>26</sup> Ließe man nämlich eine Erscheinung lediglich einer Erscheinung entsprechen, geriete man in einen infiniten Regress. Denn die Erscheinung, an die man verweist, könnte aus sich selbst nichts sein (sie *erscheint* ja nur), verwiese also ihrerseits auf etwas, dessen Erscheinung sie ist. Für diese gälte wieder dasselbe; sie müsste, wenn sie nichts als nur Erscheinung wäre, auf etwas verweisen, dessen Erscheinung sie ist, und so *ad infinitum*, wie eine unendliche Reflexion in einem Spiegel. Die Erscheinung muss also auf etwas bezogen sein, was nicht seinerseits auf bloßes Erscheinen reduziert werden kann.<sup>27</sup> Es liegt nun in der Logik des Arguments, dass die Dinge an

<sup>25</sup> John N. Findlay: *Kant and the Transcendental Object*. Oxford 1981, S. 34.

<sup>26</sup> „In der That, wenn wir die Gegenstände der Sinne wie billig als bloße Erscheinungen ansehen, so gestehen wir hiedurch doch zugleich, daß ihnen ein Ding an sich selbst zum Grunde liege, ob wir dasselbe gleich nicht, wie es an sich beschaffen sei, sondern nur seine Erscheinung, d.i. die Art, wie unsre Sinnen von diesem unbekannten Etwas afficirt werden [,] kennen. Der Verstand also, eben dadurch daß er Erscheinungen annimmt, gesteht auch das Dasein von Dingen an sich selbst zu, und so fern können wir sagen, daß die Vorstellung solcher Wesen, die den Erscheinungen zum Grunde liegen, mithin bloßer Verstandeswesen nicht allein zulässig, sondern auch unvermeidlich sei.“

<sup>27</sup> Kant spielt auf diesem ständigen Zirkel in der *Kritik der reinen Vernunft*, A 251 f., an.

sich frei sein müssen von allen formalen Eigenschaften, die bloß auf unsere Art anzuschauen und zu begreifen, zurückgehen – sie dürfen z. B. weder in der Zeit noch im Raum sein. Sie sind *unerkennbar* (A 190 = B 235). Es bleibt die Frage, ob das so ist, weil sie etwas *anderes* sind als die Erscheinungen, die wir wahrnehmen, oder ob sie nur ein und denselben Gegenstand wie den darstellen, von dem wir Erfahrung haben, vorausgesetzt natürlich, wir ‚betrachten‘ ihn so, ‚wie er an sich selbst ist‘, d. h. unabhängig von unserer Weise des Wahrnehmens.

Die Sekundärliteratur wird sich über diesen Punkt nicht einig. Einige Interpreten, wie Guyer oder Van Cleve zum Beispiel, zählen die Welt der Dinge an sich und die Welt der Erscheinungen als zwei ontologisch verschiedene.<sup>28</sup> Für andere (für Adickes, Beck, Prauss, Allison) dagegen haben wir nicht mit einer ontologischen Verdopplung der Gegenstandswelt, sondern mit einer Begriffseinteilung zu tun. Danach können dieselben Gegenstände vom Gesichtspunkt ihres Erscheinens – und also vom Blickpunkt ihrer raumzeitlichen Existenz – oder aus dem Gesichtspunkt dessen beschrieben werden, was sie an sich selbst sind, unabhängig von den Anschauungsformen.<sup>29</sup> Dieser Interpretation schließe ich mich an. Ich nehme an, dass ein empirischer Gegenstand X als Erscheinung beschrieben wird, wenn er vom Gesichtspunkt seiner Beziehung auf unsere Erkenntnisart analysiert wird – und die Analyse der subjektiven Bedingungen unserer Erkenntnisart erschöpft das Eigentümliche der Methode des transzendentalen Idealismus. Dieses selbe Objekt X wird umgekehrt dann als Noumenon beschrieben – wird also auf eine nur problematische Weise betrachtet (B 307 ff.) –, wenn es vom Gesichtspunkt seiner von unserem Erkenntnisvermögen unabhängigen Existenz betrachtet wird. Der Gegensatz zwischen den Ausdrücken „Phaenomenon“ und „Noumenon“ ist also in diesem Sinne gleichbedeutend mit dem zwischen „in Beziehung auf uns“ und „unabhängig von uns“.<sup>30</sup>

<sup>28</sup> Van Cleve argumentiert allerdings nicht zugunsten eines ontologischen Dualismus. Er nennt seine Position „a qualified two worlds view“. Darunter versteht er, dass die Unterscheidung zwischen Erscheinungen und Dingen an sich eine solche zwischen zwei verschiedenen Diskurswelten ist – und nicht zwischen zwei Weisen, über eine und dieselbe Klasse von Gegenständen zu reden. Vgl. *Problems from Kant*, aaO., S. 150.

<sup>29</sup> Vgl. Gerold Prauss: *Kant und das Problem der Dinge an sich*. Bonn 1974; Henry Allison: *Kant's Transcendental Idealism*. New Heaven 1983.

<sup>30</sup> Vgl. Van Cleve, aaO, SS. 150 ff., und Kant selbst: „[...] Daß, da der Verstand, wenn er einen Gegenstand in einer Beziehung bloß Phänomen nennt, er sich zugleich außer dieser Beziehung noch eine Vorstellung von einem G e g e n s t a n d e an sich selbst macht“ (B 306).



Wie aber kann dasselbe Objekt zugleich räumlich und nicht-räumlich sein? Wie kann ein Gegenstand, der nicht raumzeitlich existiert, ein Individuum darstellen, hinsichtlich dessen man annimmt, es existiere in isomorpher Übereinstimmung mit einem Erscheinungsgegenstand? Ein Gegenstand kann nicht zugleich räumlich und nicht-räumlich sein, ohne einen inneren Widerspruch in sich auszutragen und also unmöglich zu sein. Soll dieser Widerspruch nicht stattfinden, so entweder darum, weil es sich nicht um denselben Gegenstand handelt (das nimmt die Zwei-Welten-Theorie an), oder weil die Bestimmungen „in Beziehung auf unsere Sinnlichkeit betrachtet“ oder „an sich selbst betrachtet“ erlauben, die Schwierigkeit zu umgehen. Wie aber erlauben sie das? Wer von einer Person sagt, sie sei dick und mager, oder von einem Tisch, er sei viereckig und dreieckig, würde Widersprüchliches behaupten, wenn er nicht einen Vergleichspunkt oder einen Beziehungsgrund der beiden Relate ins Spiel brächte. Eine Person kann dick sein im Vergleich mit einer andern, aber dünn im Vergleich mit einer dritten. Ein Tisch kann viereckig sein, wenn man ihn von vorne sieht, und dreieckig, wenn man ihn von oben sieht. Ebenso müsste es möglich sein zu behaupten, ein Gegenstand X sei räumlich, wenn man ihn durch die empirische Anschauung wahrnimmt, und nicht-räumlich, wenn er unabhängig von ihr betrachtet wird. In beiden Fällen muss „ist räumlich“ und „ist nicht-räumlich“ aber als relationale Eigenschaft aufgefasst werden (relativ auf den Gesichtspunkt, unter dem man das Objekt betrachtet), und nicht als eine innere Eigenschaft (sonst würde es sich um zwei Objekttypen handeln).

Diese Lösung ist jedoch nur möglich, wenn die Eigenschaften eines Gegenstandes – seine Ausdehnung, seine Farbe, seine Form, seine Gestalt usw. – als sekundäre Qualitäten begriffen werden. Der Gegenstand besitzt intrinsisch keine der üblicherweise unter die sekundären Qualitäten gerechneten Eigenschaften (Farbe, Geschmack usw.), aber auch keine der primären Qualitäten (Undurchdringlichkeit, Ausdehnung usw.). Nun besagt, wie man weiß, ein zentrales Argument der Transzendentalen Ästhetik, dass Raum und Zeit subjektive Anschauungsformen darstellen und mithin keine inneren (intrinsischen) Eigenschaften der Gegenstände sind. Der Gegenstand an sich hat also keine Ausdehnung; er nimmt nicht einen bestimmten Platz im Raum ein; schließlich kennt er keinen Wechsel (der Zeitlichkeit voraussetzte), sowie er auch nicht in irgendeine Zeitbeziehung zu anderen Objekten gesetzt ist.<sup>31</sup>

<sup>31</sup> „Daß man unbeschadet der wirklichen Existenz äußerer Dinge von einer Menge ihrer Prädicate sagen könne: Sie gehörten nicht zu diesen Dingen an sich selbst, sondern nur zu ihren Erscheinungen und hätten außer unserer Vorstellung keine

Entblößt von allen primären und sekundären Qualitäten stellt das Ding an sich einen *Gegenstand überhaupt* dar, den die Formen der Anschauung und die Kategorien des Verstandes konzeptualisierend individuieren. Die Rekonstruktion, die ich von der Dualität der Gesichtspunkte vorschlage, lässt sich alsdann so zusammenfassen: Das Ding an sich liefert der Anschauung den bloßen Stoff. Indem sie ihn entgegennimmt (auffasst), organisiert ihn die Anschauung zu einem Gegenstand, indem sie ihn „in eine Form bringt“. Damit „objektiviert“ sie die transzendente Materie (‘transzendent‘ in dem Sinne, dass sie der Formgebung zuvorbesteht) und „realisiert“ sie. Indem die Kategorien das Mannigfaltige der Anschauung auf einen Begriff bringen, individuieren sie es. Damit besitzt der Gegenstand nun eine „objektive Realität“ (B 70).

Ein Punkt bedarf allerdings noch der Erklärung: Was bleibt von der Übereinstimmung zwischen Gegenstand an sich und Phänomen, wenn der erste ein Objekt überhaupt und entblößt ist von allen Eigenschaften, die daraus ein individuelles Objekt machen? Mit anderen Worten: Wie kann man behaupten, dass Erscheinungen wie Stuhl, Tisch, Bäume usw. Dinge entsprechen, die an ihnen selbst Stühle, Tische, Bäume usw. sind, wenn diese Dinge von all den Komponenten frei sind, die für die Konstitution ihrer Individualität nötig sind? Aber gerade weil es hier im eigentlichen Sinne keine Übereinstimmung eins zu eins zwischen phänomenalen Vorstellungen und Dingen an sich gibt, kann Putnam behaupten, Kant vertrete nicht eine Korrespondenztheorie der Wahrheit: „Kant not only gives up any notion of similitude between our ideas and the things in themselves; he even gives up any notion of an abstract isomorphism. And this means that there is no correspondence theory of truth in his philosophy“.<sup>32</sup>

---

eigene Existenz, ist etwas, was schon lange vor L o c k e s Zeiten, am meisten aber nach diesen allgemein angenommen und zugestanden ist. Dahin gehören die Wärme, die Farbe, der Geschmack etc. Daß ich aber noch über diese aus wichtigen Ursachen die übrigen Qualitäten der Körper, die man *primarias* nennt, die Ausdehnung, den Ort und überhaupt den Raum mit allem, was ihm unabhängig ist (Undurchdringlichkeit oder Materialität, Gestalt etc.), auch mit zu bloßen Erscheinungen zählen, da wider kann man nicht den mindesten Grund der Unzulässigkeit anführen; und so wenig wie der, so die Farben nicht als Eigenschaften, die dem Object an sich selbst, sondern nur den Sinn des Sehens als Modificationen anhängen, will gelten lassen, darum ein Idealist heißen kann, so wenig kann mein Lehrbegriff idealistisch heißen, bloß deshalb weil ich finde, daß noch mehr, ja alle Eigenschaften, die die Anschauung eines Körpers ausmachen, bloß zu seiner Erscheinung gehören“ (AA 4, 289).

<sup>32</sup> Putnam: *Reason, Truth, and History*, aaO., S. 63 f.

Es scheint jedoch, dass Putnam hier zu weit geht.<sup>33</sup> Gewiss, wenn ich von einem Gegenstand X behaupte, er sei rot, verifiziere ich, ob „rot“ ein zutreffender Klassifikationsterminus ist, indem ich sicherstelle, dass er zur selben Klasse von Empfindungen gehört, die ich in der Vergangenheit „rot“ genannt habe und in der Zukunft „rot“ nennen werde; ich verifiziere in anderen Worten, dass der Ausdruck mit den Empfindungen zusammengeht, die ich „rot“ genannten Erfahrungen auch sonst zugeschrieben habe. Ist diese Bedingung – die der Kohärenz – eine notwendige und ist sie die einzige Bedingung, über die wir verfügen, um die Triftigkeit eines empirischen Urteils zu *verifizieren*, da wir ja keinen Zugang zu den Dingen an sich haben, so ist sie doch darum noch keine hinreichende Bedingung. Wie wir uns erinnern, behauptet Kant klar das Unzureichende der logischen Konsistenz als Wahrheitskriterium.

Denn obgleich eine Erkenntnis der logischen Form völlig gemäß sein möchte, d. i. sich selbst nicht widerspräche, so kann sie doch noch immer dem Gegenstande widersprechen (A 59 = B 84).

Selbst wenn Kant unleugbar eine Objekttheorie vertritt, die letzteres von einem Begriffsschema abhängig macht – und in dieser Hinsicht ist er durchaus ein Repräsentant des internen Realismus –, scheint mir die Behauptung unrichtig, Kant siedle das Wahrheitsproblem allein im Raum der Kohärenz zwischen den Urteilen an, die wir über Dinge fällen. Kant wiederholt verschiedentlich, dass Dinge an sich unsere Sinne affizieren; dass sie kausal auf unsere Empfindung einwirken, die passiv ist (A 19 = B 34; A 190 = B 235; A 379; A 288 = B 344; *Prolegomena* § 13, Anmerkung II, = AA IV, 289). Der Gegenstand an sich, als transzendentes Objekt, ist „die Ursache der Erscheinung (mithin selbst Nicht-Erscheinung)“ (A 288 = B 344). Im Übrigen beginnt die Zweitaufgabe der *Kritik* mit den Worten:

Daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnißvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und *teils von selbst Vorstellungen bewirken*, teils unsere Verstandestätigkeit in Bewegung bringen, diese zu vergleichen, sie zu verknüpfen oder zu trennen, und so den *rohen Stoff* sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntnis der Gegenstände zu verarbeiten, die Erfahrung heißt? (B 1 [von mir kursiviert]).

Unbestreitbar gibt es für Kant eine Wirklichkeit an sich, die die Kausalursache unserer Sinnesempfindungen ist. Diese Wirklichkeit ist in

<sup>33</sup> Hierin teile ich die Ansicht von Van Cleve, aaO., S. 216.

ihr selbst nicht identifizierbar durch eine Begrifflichkeit, die der Gegenstandskonstruktion zugrundeliegt. Sie besteht also nicht im eigentlichen Sinne als ein Gesamt von Individuen. Sie liefert unseren Sinnen gleichwohl einen Rohstoff, der von unseren Anschauungs- und Urteilsformen (also aus phänomenaler Perspektive) diese und jene Charakteristika beigelegt bekommt, und keine anderen. Nur so kann man nach meiner Ansicht verstehen, dass von einem Stoff die Rede sein kann, der unseren Empfindungen *korrespondiert* (A 723 = B 751 oder A 20 = B34). Nur unter dieser Voraussetzung kann man auch annehmen – wie das in der Lehre vom „transzendentalen Ideal der Vernunft“ im Schlussteil der *Kritik* geschieht –, dass es eine Korrespondenz gibt zwischen den Kategorien, unter denen wir Einzelgegenstände als Katzen, Hunde, Linden oder Rosen klassifizieren, und den entsprechenden natürlichen Arten. Denn, sagt Kant, gäbe es zwischen den Erscheinungen eine so große Verschiedenheit des Inhalts, dass kein menschlicher Verstand die geringste Ähnlichkeit zwischen ihnen ausfindig machen könnte, so gäbe es auch „keine empirischen Begriffe, mithin keine Erfahrung“ (A 653 f. = B 681 f.). Aber damit stoßen wir auf ein weiteres Problem. In das Abenteuer seiner Auflösung will ich mich hier nicht wagen.